

Politisches Blatt,

als Extra-Beilage zur Laibacher Zeitung.

N. 9.

Donnerstag am 14. September.

1848.

Steine zum Bau.

Proletariat; Pauperismus.

Wir leben in einer bewegten Zeit; wir stehen in der großen Crisis, in der so viele Krankheitsstoffe der Gesellschaft brechen müssen, daß dem Arzte, der sie alle erkennt, vor der Aufgabe bangen muß.

Das Kind, wenn es die Gefahr kommen sieht, die zu überwinden es sich zu schwach fühlt, verbirgt sich; es steckt den Kopf unter die Kissen, wenn Blitze zucken und Donner rollen; — der Mann muß ihr Kühn in's Auge sehen, ihr die schwächste Seite abgewinnen und sie an der Achilles-Ferse fassen, wenn er ihr entriren will; er muß das kleinere Opfer nicht scheuen, will er das größere vermeiden, im Sturme wirft das Schiff einen Theil seiner Last, wenn gleich kostbar, über Bord, um nicht mit Allem zu versinken.

Die Durchführung des constitutionellen Principes der Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze macht eine neue, gleichmäßigere Austheilung aller bisherigen Bevorzugungen unerlässlich. Was aber das Allgemeine bei einer Ausgleichung gewinnt, müssen einzelne Bevorzugte verlieren, und wir Alle müssen ihn thun, den Opfergang um den Altar des Vaterlandes, denn wenn Jeder spräche: Jeder soll sein Opfer bringen, nur ich nicht! so bliebe es ja beim Alten, und wer wollte das?

Auf dem Punkte, auf dem die Gesellschaft dormal steht, heißen ihre gefährlichsten, ihre wunden Stellen: Proletariat und Pauperismus!

Sie lassen sich nicht wegläugnen, nicht wegwischen — ein Blick auf Wien genügt — sie erfordern thuntlichst baldige und nachhaltige Abhilfe.

Sie wurzeln nicht auf dem Lande. Der Bauer hat mit bewunderungswürdiger Geduld und Ergebung alle Leiden seiner Armuth getragen.

Die Sonne seines Geburtstages ist nun aufgegangen. Er wird frei, ein großer Theil seiner Lasten wird ihm abgenommen.

Die Zeit, die er bisher als Knecht seinem Herrn gebietet, ist nun sein eigen, und wenn er sie der Bearbeitung seines eigenen Bodens zuwendet, wird er diesen und den Ertrag verbessern und weniger Gesinde bedürfen, daher ersparen.

Die Dominien werden die schlechte, weil gezwungene Arbeit der Knechte durch eigenes Gesinde verrichten, und jene, die dazu des Bodens zu viel besitzen, Theile davon verpachten oder veräußern müssen, wodurch wieder als Pächter oder Besitzer viele mehr oder weniger selbstständige Landbebauer entstehen, denn die Freiheit verlangt nach Selbstständigkeit, freie Knechte und Mägde sind Parodien der Freiheit!

Das Land also kennt das Proletariat nicht, es wuchert in Städten, Märkten u. s. w.; es entspringt einerseits aus dem Aristocratism der Gewerbe und Handwerke — andererseits aus der mangelhaften, oder mangelnden Erziehung in den ärmern Classen.

Wem das Schicksal nicht Glücksgüter in die Wiege gelegt, dem bleiben nur zwei Wege offen, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben: Arbeit oder das Schurkenhandwerk!

Verschließt ihr ihm den ersten, muß er den zweiten wandeln, will er nicht verhungern.

Allein es ist dormal bei uns nicht genug, daß man arbeiten kann, arbeiten will, man muß auch arbeiten dürfen! *)

Wer es in irgend einem Handwerke noch so weit gebracht, durch Fleiß und Nachsinnen selbst Vortheile und Vervollkommnungen erfunden, man fragt ihn nicht

nach alle dem; Lehrbrief, Wanderbua, auch wenn er nichts erlernt, sind erforderlich, damit er als Geselle arbeiten dürfe, und wenn er endlich, nachdem er durch die einzigen glücklichen Jahre, die seiner Kindheit, als Lehrling seinem Meister und den Gesellen alle Dienste des Knechtes, der Kinds- und Küchenmagd verrichtet und hundertfältig ihnen als Bligableiter ihres Zornes gedient, wenn er seine Jünglingsjahre durchwandert und nur zum Vortheile seiner Brotherrn gearbeitet, — wenn er als Mann sich endlich würdig erachtet, die Früchte seiner Mühen, seiner Kunst und seiner Arbeit selbst zu genießen, und wenn er vielleicht wünscht, sie mit einem geliebten Wesen zu theilen, da steht er am eisernen Thore des Zunftzingers.

Ohne Gewerbsbefugniß darf er nicht für sich arbeiten, er würde als Gewerbstörer bestraft. Begleiten wir ihn nun, wenn er im Festgewande geht und um ein solches Befugniß bittet.

Er kaufe sich eines, heißt es, wo es Zünfte und Innungen gibt.

Das kann er nicht; so bittet er denn um ein Personalgewerbe.

Die Obrigkeit leitet seine Bitte an die Innung, oder fragt, wo es keine Innungen gibt, die patres patriae, die Gemeinde Vorstände, die Bureaucraten der Commune.

Versteht der Mann sein Fach, ist er redlich? wird da nicht gefragt, sondern: Ist's ein Hiesiger, ist's ein Meistersohn vom Metier?

Nein! er will Schuhmacher werden, sein Vater war ein Tischler. — Das geht nicht — er soll bei der Tischlerei bleiben, während er Schuhe zu machen gelernt.

Er ist drei Stunden von hier geboren. — Also ein Fremder, er soll in seiner Heimath sein Unterkommen suchen! als ob Mutter Austria ihre Arme nicht liebend um alle ihre Kinder schlänge, als wären wir nicht Alle Brüder, nicht Alle Söhne eines Vaters.

Er kommt wieder und wieder, er hat Fürsprecher gefunden, die man bei anderen Gelegenheiten selber braucht; die Patres werden weicher. Nu, heißt es, er ist zwar ein Fremder und kein geborener Schuhmacher, aber es sey, wenn er die Witwe des Schuhmachers A* heirathet, bei der es kein Werkführer aushält, dadurch vermehrt sich die Zahl der Gewerbe nicht und das Weibchen ist gar nicht bitter, erst einige Fünfzig! Er macht Vorstellungen. Gut, also das letzte Mittel, das größte Opfer, das die Stadt (die Zunft nämlich) bringen kann: er heirathe die krüppelhafte, aber kaum vierzigjährige Witwe des Schusters B* und übernehme die Schulden, die auf dem Häuschen haften, damit die Bürger, die mehr darauf geliehen, als es dormal nach dem Brande werth ist, nicht Schaden leiden. Er gedenkt des Mädchens, das ihre Jugend ihm geoffert, es geht nicht! Man bedauern die Patres, daß sie nicht helfen können, weil der Local-Bedarf durch die vorhandenen Meister schon überschritten sey.

Gibt's denn kein Mittel? fragt er den Mann, der ihm um fünf Gulden das Stück seiner Schriften verfaßt? Ich verstehe doch meine Kunst, wie Einer, habe eine so wesentliche Verbesserung erfunden —

Erfunden? ruft dieser freudig, um ihm wieder für fünf Gulden ein Gesuch zu verfassen; erfunden? jetzt haben wir's, wir nehmen ein Privilegium. Was ist's mit der Erfindung?

Schuh ohne Naht!

Herrlich, gleich wollen wir's haben. Auf wie viele Jahre?

So viele als möglich!

Das ist fünfzehn. Dafür erlegen Sie 5 fl für das Gesuch, dann nach §. 206 des Tax-Patentes

440 fl. an Taxen, 36 fr. für Stempel, dann das Porto mit —

Mein Gott! woher nehmen das viele Geld für eine so nützliche Erfindung, mehr als sie einbringen kann!

Und er geht zu allen Freunden, allen Bekannten, — keine Hilfe; ein Fremder endlich erbarmt sich seiner und verheißt ihm das Geld gegen Schuldschein, zehn Procent Zinsen und den halben Antheil am Privilegium und Nutzen; als er aber bei der Unterschrift das: „Schuhergeselle“ liest, stutzt er. Sie sind nicht Meister?

Nein, aber auf das Privilegium kann ich allorts arbeiten.

Allerdings, Freund, aber nur Schuhe ohne Naht, keinen andern Schuh, keinen Stiefel, und wenn in vier Wochen Einer kommt und erfundet Schuhe mit doppelter Naht, kommen die Andern ohne Naht aus der Mode und ich um mein Geld; und er zieht sich zurück, der arme Geselle schnürt seinen Bündel, drückt mit gebrochenem Herzen seinem weinenden Mädchen den letzten, den ewigen Scheidekuß auf die treuen Lippen, und zieht wieder weiter in die Welt und wandert und wandert, bis er als Altgeselle einst in einem fernen Spital unter Fremden das Meisterrecht für eine bessere Welt empfängt.

Ich habe Euch ein Beispiel gezeigt, aber so wandern und so enden Tausende, ja, die meisten wackern Handwerks-Gesellen; denn wie wenige erschwingen sich zur Aristocratie der Meisterschaft, und doch haben alle die gleiche Berechtigung an das Schicksal.

Allein, sie haben nun auch die gleiche Berechtigung als Staatsbürger, die Reihe der Reformen muß auch an das Gewerbswesen kommen, und nur diese Reform vorzugsweise und ein Unterricht der Jugend der ärmeren Classen, der nicht nur das Herz und den Verstand bildet, sondern auch jedem Kinde wenigstens ein Handwerk zur Sicherung seiner Existenz lehrt, können dem Proletariate und dem Pauperismus in den Städten steuern, indem sie so viel als möglich dem einzelnen Staatsbürger den Weg zur selbstständigen Versorgung, zur Versorgung eines Weibes anbahnen, und dadurch jene Horden gefährlicher Proletarier beiderlei Geschlechtes lichten, die nun als brotlose Müßiggänger die Sicherheit Wiens und anderer Städte bedrohen.

Es gibt mehrere Gewerbe, die um des Einflusses willen, den sie auf das Leben, die Gesundheit oder die Sicherheit der Gesellschaft üben, der beschränkten Verleihung vorbehalten bleiben müssen, und wieder andere gibt's, die sich dadurch von selbst beschränken, daß sie ein großes Betriebs-Capital erfordern; aber die übrigen gebet nach und nach, damit die bestehenden Nutznießer nicht erdrückt werden, möglichst frei; hat ja der liebe Gott die schöne Erde für uns Alle erschaffen.

Daß die Freigebung von Gewerben die bestehenden Besitzer solcher Gewerbe, und jene vorzüglich hart treffen muß, die sie selbst theuer gekauft, wird niemand verkennen, allein eine billige Entschädigung wirklich rücksichtswürdiger Fälle wird dem Allgemeinen gewiß weniger kosten, als die unvermeidliche, fortwährende Erhaltung eines gefährlichen Proletariats, und jener vielen Häftlinge in den Straf- und Arbeitshäusern, die ursprünglich der Mangel an redlichem Erwerb auf die Bahn des Lasters geführt.

Zeit das heilige Wort „Freiheit!“ erklang, könnt Ihr keinem Staatsbürger mehr den Wunsch nach Arbeit und Selbstständigkeit verkümmern. Ihr könnt der Armuth nicht das Coelibat auferlegen, ohne ihre Folgen auf Euch zu laden, denn Ihr könnt der Natur nicht gebieten, allein durch weise, vernunft- und

*) Vor mehr denn 60 Jahren schon sagte Sonnensfeld daselbe.

naturgemäße Geseze könnt Ihr dem Strome ein Beet bereiten, in dem er befruchtend und gefahrlos das Land durchzieht.

Dies ist die Achilles-Ferse, an der Ihr die Zeit fassen müßt, soll sie Euch nicht fassen!

Oesterreich hat noch keine Constitution.

Se. Majestät, der Kaiser, hat die unterm 25. April l. J. seinen Vätern verliehene Constitution als einen bloßen Entwurf und dem zu Folge den ersten Reichstag als einen constituirenden erklärt. In diesem Sinne sind auch die Wahlen für den Reichstag vorgenommen worden, und derselbe hat sich Kraft dieser Vollmacht einzig und allein mit der Feststellung der Verfassung und der Wahlordnung zu beschäftigen, nach Beendigung dieser Arbeit aufzulösen und dem constituirten, neu zu wählenden Parlamente Platz zu machen. Mit Befremden müssen wir Urwähler aber wahrnehmen, daß der Reichstag als Gesetzgebend auftritt, und sich seit seinem Zusammentritte mit allerhand andern, mitunter höchst kleinlichen Sachen befaßt, nur nicht mit dem, wozu er zusammen berufen worden. So wird die kostspielige Zeit mit unnützen Interpellationen an die Minister, mit Anempfehlungen der Vortrefflichkeit der Kaltwassercur bei der Cholera, mit bis zum Ekel ermüdenden Debatten über die Aufhebung des Unterhansverbandes, welche übrigens im Principe schon längst ausgesprochen war u. dgl. versplittert, und es ist in 40 Sitzungen noch gar nichts zur Sache geschehen, als daß die Geschäftsordnung unter leidigem Wortgezanke und grammatischen Spitzfindigkeiten votirt worden ist. Ja, nicht einmal die Wahlen sind geprüft, und dennoch benimmt sich die Versammlung als Gesetzgebend. Wer hat ihr dieses Recht gegeben? Die Committenten nicht; denn diese wurden dazu nie aufgefordert; der Monarch nicht, weil er selbst gerade das Gegentheil unumwunden ausgesprochen hat, und nach Aufhebung der Alleinherrschaft auch ein solches Recht nicht mehr erteilen konnte.

Wir Urwähler müssen daher gegen die legislative Gewalt des constituirenden Reichstages feierlich protestiren und seinen Beschlüssen jede Geltung absprechen, bevor nicht die Verfassung definitiv entworfen ist.

Man blicke nur nach Außen, und man wird, was ohnehin in der Natur der Sache liegt, finden, daß sich jede Volksversammlung zuerst mit dem Grundverfassungsgeße befaßt.

Man wird vielleicht einwenden, der Reichstag habe sich selbst als Gesetzgebend erklärt.

Allein mit welchem Rechte? Mit eben so viel Recht hätte derselbe die kaiserlichen Concessionen zurückgeben und das gestürzte System wieder einführen, oder wohl gar unser schönes Vaterland an die Türken oder Russen verhandeln können. Also eine nicht constituirte, nicht auf constitutionellem Wege gewählte Versammlung gibt Gesetze!!

Das Ungereimte dieses Vorganges springt so sehr in die Augen, daß man darüber gar kein Wort verlieren würde, wenn die Folgen daraus nicht so ernstlich wären.

Die Regierung und die bisher bestandenen Geseze haben ihre Kraft verloren, der Credit ist zerrüttet, Handel und Gewerbe liegen darnieder, in den Provinzen wüthet der Bürgerkrieg, neue, zeitgemäße Geseze soll die Volksvertretung vereint mit der Krone geben, aber diese Volksvertretung ist noch gar nicht organisiert und der lediglich hiezu berufene Reichstag befaßt sich mit der Kaltwassercur!! Wohin wird denn das zuletzt führen, zumal als jede Veröffentlichung der monatlichen Finanzergebnisse ein größeres Deficit zeigt, welches dazu der Reichstag für seine incompetenten Arbeiten monatlich mit wenigstens 100.000 fl. vermehrt?

Wir können also nicht umhin, den Reichstag in seine Schranken zu verweisen und dringend an seine Aufgabe zu mahnen; denn Oesterreich hat noch gar keine Constitution.

Noch ein Wort über die neue slovenische Orthographie.

In dieser Zeit, wo die so lange beinahe verachtete, niedergedrückte, jedoch, Gottlob! noch nicht erdrückte slovenische Nationalität endlich nach einem

langen Schlafe sich jugendlich erhebt, ihre schöne Sprache gewürdigt wird und in die Schulen und Kanzleien eingeführt werden soll, was höchst zu wünschen ist, verdient ihre noch mangelhafte Orthographie genauer und gründlicher besprochen zu werden.

Zwar wurde dieser Gegenstand schon vor mehreren Jahren in dem sogenannten ABC-Kriege, der leider einen so kläglichen Ausgang genommen hat, und dann wieder mehrmals, namentlich letztes in dem Beiblatt der „Laibacher Zeitung“ unterm 17. August d. J. und etwas früher in der „Kmet. novice“ Nr. 31 und 32 erörtert; allein nach meiner Ansicht nichts weniger als gründlich abgethan.

Nach dem ABC-Kriege hat man die sogenannten Metelk'schen Lettern mehr aus Hige, als Ueberzeugung verworfen und die frühere Bohorizhische Schreibweise wieder eingeführt, und jetzt vor Kurzem, vor ein Paar Jahren, da man diese Bohorizhiza doch nicht für ganz entsprechend fand, sich auf die Gaj'sche mit eben so wenig Begründung, und wie es scheint, bloß aus dem Grunde geworfen, weil solche die südlichen Slaven (eigentlich nur die ungarischen und croatischen Slaven) seit einer Zeit brauchen.

Die fortwährenden Aenderungen der slovenischen Orthographie zeugen a) von dem Mangel der Gründlichkeit und Ueberlegung in der Wahl, indem man so leicht eine Schreibweise ändert, und b) von dem wirklich vorhandenen, ich glaube, allgemein gefühlten und anerkannten Bedürfnisse einer, nach gründlicher Ueberzeugung einzuführenden slovenischen Orthographie.

Nichts kann aber Lächerlicheres und für die gute Sache Nachtheiligeres geben, als diese unsinnige Hast, alle fünf Jahre für unsere schöne Sprache eine neue, und immer wieder neue Schreibweise zu schaffen, gleichsam als ob eine Orthographie eben so unter dem Einflusse der Moden stehe, wie die Kleidung.

Was müssen wohl die andern europäischen Völker von uns Slaven denken, wenn sie bei uns diese so oftmaligen Abänderungen in einem so wichtigen Puncte gewahren und sehen, wie eine Partei der andern zu Troß, auf ein Mal, ohne die Sache genau zu untersuchen, ohne Einverständnis der slovenischen Sachgelehrten, sich zu einer Art Diktatur aufwirft, und gut oder nicht gut, gleichviel, nach ihrer eigenen Caprice eine Orthographie, eine neue, von der letzten hastigen Erfindung in die Welt hinausflendert und verbreitet, in der Absicht, ihr um jeden Preis durch die Vervielfältigung der Materialien Geltung zu verschaffen? „Nur viel schreiben,“ heißt es, „es muß gehen, so wird man den Gegner todschlagen.“ Bücher, Novice, alles muß dazu helfen.

Ich bin aber nicht dieser Ansicht, sondern ich glaube, eine so wichtige Aenderung müsse früher wohl erwogen und erst nach allseitigem Einverständnis Sachverständiger eingeführt werden. Denn eine schlechte Sache ist durch die Menge ja eben nicht gut oder besser, sondern durch ihre Gründlichkeit, durch ihre innere Güte, wenn sie dem Zwecke allseitig möglichst vollkommen entspricht, und solche die Critik Sachverständiger billigt. War eine Aenderung der Orthographie erwünscht oder gar notwendig, wie sie es hier nach einstimmigem Verlangen gewiß war, so müßte sie eine der Sache angemessene und das Bedürfnis deckende seyn, was die Gaj'sche Orthographie durchaus nicht ist.

Was habt ihr mit der Gaj'schen Orthographie, die ihr so hastig ergriffen, eigentlich verbessert? Aber sie war so gierig ergriffen, schnell allgemein gebilligt und verbreitet. So! Ihr habet dem lateinischen *e*, sogar vor *a*, *o*, *u* einen beliebigen Klang gegeben, den es in der lateinischen Sprache nicht hat und gewiß niemals gehabt hat; denn niemals hat man *casus*, *zusus* gelesen, noch *comes zomes*, noch *cura zura*. Diese willkürliche Veränderung fällt euch als eine schwere Pflüscherei zur Last. Ferner, welche große Verbesserungen sind die Verhunjungen der sonst schönen Buchstaben *č*, *š*, *ž* die auch auf diese Art nicht allein widerwärtig, sondern auch schwer zu schreiben sind. Und dies ist nun Alles. Wahrlich, solche Verbesserungen sind lächerlich und können unmöglich von Dauer seyn. Sind denn die Vocale gar nichts, und bedürfen sie keiner für unsere Sprache nöthigen Zusätze? Wenn ihr schon verbessert, sollen die Accente den Laut und den Ton angeben? Und das nennt ihr eine verbesserte Orthographie, Pravopis? Warum bleibet ihr nicht lieber bei der Bohorizhiza, die ihr im ABC-Kriege pro avis et socis zurückverlangt und als ein unveräußerliches geliebtes Gut wieder zurückgenommen habet? Bleibet lieber dabei, bis ihr etwas Besseres, etwas Gediegeneres und Vernünftigeres, etwas der Sprache mehr Gemähes zu Stande gebracht habet. Ihr habt euch gegen das Metelk'sche *č*, *š*, *ž*, als gegen etwas unerträglich Widriges, ästhetisch Unschießliches mit Händen und Füßen gestraußt, und dafür eure neueste Orthographie mit *č*, *š*, *ž* verschönert! — Eure ganze Verbesserung der neuesten slovenischen Orthographie besteht also in dem Verhunzen *č*, *š*, *ž*, und das ist, erlaube es zu sagen, so viel, als nichts; für die weit notwendigen Vocale aber habet ihr gar nichts gethan. Gott verzeihe mir meine Sünden, ich nenne dies geradehin eine lächerliche

Caprice. Den Sinn des Wortes svet z. B. kann ich, mag ich mir auch den Kopf zerbrechen, nach eurer Orthographie, wie in der alten Bohorizhiza, nicht anders, als aus dem Conterte errathen, und so unzählige andere. Ihr schreibet dies Wort und andere auf gleiche Weise und sprechet sie sammt mir verschieden aus, doch bedeutet es bald heilig, bald die Welt, bald den Rath. Kurz gesagt, mit der Gaj'schen Orthographie habt ihr nichts, gar nichts verbessert, sondern bloß einige schöne Buchstaben verhunzt, und einen gemißbraucht.

Ich verstehe wohl den Grund dieser Veränderungen oder eigentlich Pflüschereien. Man will die Slovenen mit den Croaten zu einer gemeinschaftlichen, gleichartigen Schreibweise vereinigen. So schön, löblich und erwünschtlich dies ist, so ist es im Grunde ohne Werth, weil, wenn man schon etwas verbessert, man es wirklich und durchgreifend, und auf ein Mal verbessern muß, um nicht immer zu verbessern. Die Gaj'sche Verbesserung kann ich keine Verbesserung nennen, sondern höchstens eine dumme Grille. Vergleiche z. B. *česen*, *zleshen*, *čewen* oder *čewen*, welches ist besser? so auch *svét*, *svet*, *svet* und euer *svet*, welches ist deutlicher? und doch ist die Hauptsache die Deutlichkeit.

Wie sehr jede alte Sprache, mithin auch die slavische, eines eigenen Alphabets bedarf, davon zeugen die ältesten Monumente der Schriftsprachen. Die Orientalen haben laut Geschichte die erste Buchstaben-schrift erfunden und die ersten Zeichen erst hieroglyphisch geformt und benannt: Aleph Ochsenkopf, Beth Haus, Gimel Kamehl, Dalet Nagel u. c., so viele Buchstaben, als für ihre Sprache nöthig waren. Von ihnen haben die Griechen die Buchstaben sammt den Namen entlehnt: Alpha, Betha, Gama, Delta u. c., jedoch nicht alle, sondern nur so viele, als sie für ihre Sprache davon brauchen konnten oder deren nöthig hatten. Diese haben die Griechen nach ihrer Art dann gemodelt und in Anwendung gebracht, um sie von der Linken zur Rechten zu schreiben, was die Orientalen nicht thaten und noch jetzt nicht thun, sondern von der Rechten zur Linken schreiben und schrieben. Von den Griechen haben die Lateiner das Alphabet erhalten, die alten Namen der Buchstaben verkürzt und etliche Griechische, die für sie nicht taugten, z. B. das Theta, weggelassen. Das Nämliche kann man von der assyrischen Keilschrift und von der armenischen Schrift sagen. Sie erfanden nämlich so viele, und nur so viele Zeichen oder Buchstaben, als sie deren für ihre Sprache nöthig hatten. Dies ist natürlich ganz gut und recht, ein vernünftiges, gesundes Urtheil und Handeln.

Die ältesten slavischen Denkmäler weisen die nämliche vernünftige Regel auf. Die slavischen Apostel, Cyrill und Method, im 9. Jahrhunderte, fanden die ihnen wohlbekannteren griechischen Lettern zur Bezeichnung oder zum Schreiben der slavischen Sprache nicht für hinreichend. Sie vermehrten daher das bisher in der griechischen Sprache gebrauchte griechische Alphabet für die neubekannteren schriftlosen Slaven und ihre Sprache bedeutend, um so viel, als sie es für nöthig erachteten. Die Slawolthen hatten auch ihr eigenes, jedoch auch eben so vollkommenes Alphabet. Alle diese thaten das, was die ersten Erfinder der Schriftzeichen, die Orientalen, als ehemals die Phönizier, die Hebräer, später die Araber, die Griechen, die Lateiner u. c. gethan haben. Sie erfanden so viele Buchstaben, als ihre Sprache sie notwendig forderte. Man braucht nur das Alphabet der verschiedenen alten Sprachen anzusehen und zu vergleichen, und man wird sich gleich überzeugen, daß nicht alle diese Sprachen eine gleiche Anzahl Buchstaben besitzen.

Dies ist nun die vernünftigste Regel für uns, wollen wir etwas in unserer Orthographie verbessern oder vollkommen machen. Zwar hat jede lebende Sprache in verschiedenen Gegenden noch mancherlei Modificationen in einzelnen Lauten, die man natürlich nicht berücksichtigen konnte und auch jetzt nicht immer kann; es genügt aber die wesentliche, die Hauptsache, oder eine Mundart, die zur Schriftsprache ausersehen ist, insofern jedoch diese die nöthigen Lautzeichen hat. Diese altslavischen cyrillischen Schreibzeichen haben die Russen und die Serben angenommen, und es ist wahrlich Schade, daß nicht alle Slaven mithalten. Man muß aber annehmen, daß in den finstern Jahrhunderten, seit dem 9. Jahrh. die Völker, auch die slavischen Stämme wenig Verkehr miteinander hatten; sie waren noch zu roh, sie standen unter verschiedenen Potenzen, und konnten weder die Schriftsprache, noch ihre Nationalität miteinander theilen, ja oft standen sie sogar feindselig gegen einander. Die abendländischen Slavenstämme nahmen die Schrift, so man gelhaft sie auch für ihre Sprache seyn mochte, von denjenigen an, von welchen sie eben zum Christenthume bekehrt wurden. So die Böhmen oder Tschechen von den Deutschen die barbarisirteten lateinischen Buchstaben, die Polken oder Polen von den Westlichen die schönen lateinischen Buchstaben mit einer erschrecklichen Verstämmelung des schönen lateinischen I zur Bezeichnung ihres groben polnischen I.

(Schluß folgt.)